Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 85. Bromberg, den 6. Juni 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Die beiden Jungen flohen keuchend, sprachlos vor Entsetzen, dem Städtchen zu. Von Zeit zu Zeit warfen sie angstvolle Blicke über die Schultern zurück, als ob sie fürchteten, man könne sie verfolgen. Jeder Baumstumpf, der sich am Wege erhob, schien ein Mensch und ein Feind, dessen Anblick ihnen beinahe den Atem raubte. Als sie an einigen frei gelegenen Häusern vorüberjagten, schien das Bellen der aufgestörten Hofhunde ihren Sohlen Flügel zu verleihen.

„Wenn wir nur die alte Gerberei erreichen, ehe wir zusammenbrechen", keuchte Tom stoßweise zwischen das mühsame Atemholen hinein. „Ich kann kaum mehr länger!"

Hucks Keuchen war seine einzige Antwort; die Jungen hefteten die Augen fest auf das ersehnte Ziel ihrer Wünsche und strebten mit aller Macht es zu erreichen. Es rückte näher und näher und endlich stürzten sie, Schulter an Schulter, durch die offene Tür und fielen atemlos in die schirmenden Schatten des Raumes. Nach und nach mäßigten die jagenden Pulse ihr Tempo und Tom flüsterte:

„Huckleberry, was denkst du, daß draus werden wird?"

„Wenn der Doktor stirbt, wird einer baumeln."

„Glaubst du?"

„Glauben? Das ist sicher!"

Tom dachte eine Weile nach, dann sagte er:

„Wer soll's denn sagen? — Wir?"

„Unsinn! Wenn was dazwischen kommt und der Indianer-Joe doch nicht baumeln muß, der würd' uns schön an den Kragen gehen, so gewiß ich hier lieg'."

„Das hab' ich eben auch gedacht, Huck."

„Wenn's einer sagen muß, so kann's ja der Muff Potter tun, dumm genug ist er dazu. Beduselt ist er auch meistens."

Tom sagte nichts, — dachte weiter. Bald darauf flüsterte er:

„Huck, Muff Potter weiß ja von nichts. Wie kann der's sagen?"

„Warum weiß er von nichts?"

„Der hatte ja gerade den Hieb abgekriegt, als der andere zustach. Glaubst du, daß der noch was gesehen haben kann, daß er noch was weiß?"

„Allerdings mein' ich das, Tom!"

„Hör' du, der Hieb hat ihm am End' auch noch den Rest gegeben!"

„Das glaub' ich nicht, Tom. Der hatt' Branntwein im Kopf, ich hab's gesehen. Wenn mein Alter voll ist, dürft' man ihm ohne Schaden mit 'nem Kirchturm über den Kopf hauen, er würd's nicht spüren. Das sagt er selber. Grad' so ist's mit Muff Potter natürlich. Wenn einer nüchtern wäre, könnte er freilich am End' mit so 'nem Klapps genug haben."

Nach einer anderen gedankenvollen Pause frage Tom:

„Huckchen, bist du sicher, daß du reinen Mund halten kannst?"

„'s bleibt uns einfach gar nichts anderes übrig, Tom. Das siehst du doch selbst. Der Teufel von Indianerbrut schmisse uns ins Wasser, wie ein paar Katzen, wenn wir nur davon mucksen wollten und er nicht richtig drauf gehenkt würde. Hör' mal zu, Tom, wir müssen's uns gegenseitig zuschwören, das müssen wir tun, schwören, daß wir nichts ausplappern!"

„Ist mir recht, Huck. 's wird wohl das beste sein. Heb' die Hand auf und schwör' —"

„Nee, Tom, so leicht geht das nicht! Das ist freilich gut genug für kleine, lumpige Sachen, — besonders, wenn man was mit Mädchen hat, die dummen Dinger verklatschen einen doch immer, wenn sie mal in der Patsche sitzen, — bei so was Großem aber, wie das, muß was Schriftliches dabei sein — und Blut!"

Tom war mit Leib und Seele bei dieser Idee. Sie war tief, düster, unheimlich, — mit der Zeit, dem Ort, den Umständen im Einklang. Er hob eine reine Holzschindel auf, die dort im Mondlicht lag, nahm ein Endchen Rotstift aus der Tasche, setzte sich so, daß der Mond die Schindel beleuchtete und kritzelte darauf folgende Zeilen, jeden Grundstrich mit einem krampfhaften Druck der Zunge gegen die Zähne betonend, der bei den Haarstrichen mechanisch nachließ:

„Huck Finn und Tom Sawyer, die schwören, daß sie hierüber den Mund halten und wollen auf der Stelle tot umfallen, wann sie's jemals ausblautern."

Huckleberry war voll Staunen und Bewunderung ob Toms Gewandtheit im Schreiben und der Erhabenheit seines Stils. Flink zog er eine Stecknadel aus dem Jackenfutter und wollte sich eben sein Fleisch ritzen, als Tom rief:

„Wart', tus nicht. So 'ne Nadel ist von Messing und da könnt' Grünspan dran sein."

„Grünspan? Was ist das für 'n Span?"

„Gift ist's, — weiter nichts. Schluck's nur mal runter, wirst schon sehen!"

Tom langte dann eine von seinen Nähnadeln vor, wickelte den Faden ab und jeder der Jungen stach sich damit in den Ballen der Hand und quetschte einen Tropfen Blut hervor.

Mit Geduld, nach oftmaligem Quetschen, brachte denn auch Tom seine Initialen zustande, wozu er die Spitze des kleinen Fingers als Feder gebrauchte. Dann zeigte er Huckleberry, wie dieser ein H und ein F zu machen habe und der Eidschwur war gültig. Sie vergruben die Schindel dicht an der Mauer, unter Anwendung von allerlei unheimlichen Zeremonien und Zauberformeln, und die Fesseln, die ihre Zungen banden, wurden als fest geschlossen, der Schlüssel dazu als weggeworfen betrachtet.

Eine Gestalt schob sich in dem Moment verstohlen durch eine Lücke am anderen Ende des verfallenen Gebäudes, die Jungen aber bemerkten sie nicht.

„Tom," flüsterte Huckleberry, „werden wir nun niemals nichts von der Geschichte sagen können, niemals?"

„Natürlich nicht. Was auch kommen mag, wir müssen den Mund halten. Sonst fielen wir ja gleich tot um, hast du das schon vergessen?"

„Nee, — aber — ja, du hast recht."

Eine Zeit lang flüsterten sie noch leise zusammen. Plötzlich schlug ein Hund ein langgezogenes, unheimliches Geheul an, dicht vor ihrem Schlupfwinkel, vielleicht zehn Schritte von ihnen entfernt. Die Jungen umklammerten einander in Todesangst. Ihr Aberglaube hatte wieder die Oberhand.

„Wen von uns meint er wohl?" ächzte Huckleberry.

„Weiß 'ch's — guck durch den Ritz, schnell!"

„Guck du, Tom!"

„Ich kann nicht — kann's nicht, Huck!"

„Bitte, Tom, bitte! Da — da ist's wieder!"

„Ach, Gottchen, wie dank ich dir," flüsterte Tom. „Ich kenn' die Stimme, 's ist Harbisons Tyras seine."

„Das ist 'n Glück, Tom, ich sag dir, ich war halb tot vor Schreck; dacht schon, 's sei ein fremder Hund."

Wieder heulte der Hund. Den Jungen sank das Herz abermals bis in die unterste Zehenspitze.

„Ach, du mein alles,“ stöhnte Huck, „das ist nicht Harbisons Tyras. Guck' doch mal, Tom.“

Tom gab nach, obgleich er mit den Zähnen klapperte vor Furcht, und legte sein Auge an die Ritze. Sein Flüstern war kaum verständlich, als er zurück fuhr mit einem:

„Huck, 's ist ein fremder Hund!“

„Schnell, schnell, Tom, wen meint er von uns?“

„Er muß uns beide meinen, — wir stehen dicht zusammen.“

„Tom, dann sind wir hin, ich sag' dir's. Wo ich hinkommen werde, für mein Teil, weiß ich nur zu gut. Ich bin so oft gottlos gewesen.“

„Ach Huck, das kommt davon, wenn man die Schule schwänzt und immer tut, was verboten ist. Ich hätt' grad so gut und brav sein können wie Sid, — aber natürlich, das paßt mir nicht. Wenn ich noch 'mal mit heiler Haut davon komme, so schwör' ich, daß ich mein Lebenlang in die Sonntagsschule gehen will, — ich Elender!“

Und Tom begann ein wenig zu schluchzen und sich die Augen zu reiben.

„Du, schlecht?“ Auch Huckleberry schluchzte nun. „Ach was, Tom Sawyer, du bist Gold, reines Gold, sag' ich dir, gegen mich. Ach, Gottchen, Gottchen, Gottchen, — ja, wenn ich nur halb die Gelegenheit gehabt hätt', gut zu sein, wie du, Tom, ich —“

Tom brach plötzlich im Schluchzen ab und flüsterte freudig:

„Sieh' doch, Huck, sieh'! Er kehrt uns ja den Rücken zu!“

Nun schielte auch Huck durch die Ritze, Wonne im Herzen

„Weiß Gott, so ist's! Hat er denn vorher das auch schon gethan?“

„Ei, freilich; ich Esel hab' aber gar nicht drauf acht gegeben. Na, das ist herrlich! Jetzt aber, wen kann er meinen?“

Das Geheul verstummte. Tom spitzte die Ohren.

„Scht, — was ist das?“ flüsterte er.

„'s klingt wie — na, wie Schweinegrunzen. Doch nein, — da schnarcht einer, Tom!“

„Wahrhaftig, so ist's! Woher kommt's wohl, Huck?“

„Ich glaub' von dort, vom anderen Ende. 's klingt wenigstens so. Mein Alter hat dort manchmal geschlafen, aber, Herrgott, wenn d e r schnarcht, fallen die Mauern ein. Ich glaub' auch nicht, daß der je wieder hierher kommt.“

Noch einmal regte sich der Unternehmungsgeist in der Seele der Knaben.

„Huckchen, getraust du dir mitzukommen, wenn ich voran gehe?“

„Viel Lust hab' ich nicht, Tom. Wenn's nun der Indianer-Joe wäre?“

Tom fuhr zusammen und zögerte. Bald aber erhob sich die Versuchung wieder mit aller Macht und die Jungen kamen überein, die Sache zu untersuchen, aber Fersengeld zu geben, sowie das Schnarchen aufhöre. So stahlen sie sich denn auf den Zehenspitzen, einer hinter dem andern, dem Orte zu, von wo der Laut kam. Fünf Schritte etwa vom Schnarcher entfernt, trat Tom auf einen Stock, der mit scharfem Knack zerbrach. Der Mann stöhnte und wandte sich ein wenig, so daß sein Gesicht sich dem Mondschein zukehrte. Es war Muff Potter. Den Jungen hatte das Herz still gestanden, als der Mann sich regte, nun aber schwand ihre Angst. Auf den Zehen schlichen sie hinaus durch die geborstene Mauer und blieben in geringer Entfernung stehen, um ein Abschiedswort zu tauschen. Wieder erhob sich jenes langgezogene, klägliche Geheul in die Nachtluft hinein. Sie wandten sich und sahen den fremden Hund, nur ein paar Schritte entfernt von dem Ort, an dem Potter lag, diesem den Kopf zuwendend, mit der Schnauze gen Himmel deuten.

„Herr Jemine, den meint er!“ riefen die beiden in einem Atem.

„Sag mal, Tom, 's hat mir einer erzählt, daß um dem Johanny Miller sein Haus 'n fremder Hund herum geheult hätt' vor 'n paar Wochen und daß 'ne Eule sich auf dem Dach gezeigt hat, und doch ist noch keiner tot dort.“

„Weiß ich. Das beweist aber gar nichts! Ist nicht am selben Sonnabend die Grace Miller auf den Herd gefallen und hat sich schrecklich verbrannt?“

„Wohl, aber tot ist sie doch nicht — im Gegenteil viel besser.“

„Na, päß' du nur auf, die muß sterben, so gewiß, wie der Muff Potter dort sterben muß. So sagen die Nigger und die wissen Bescheid in den Geschichten, Huck!“

Die Jungen trennten sich, in tiefes Nachdenken versunken.

Als Tom durch sein Schlafzimmerfenster zurückkroch, war die Nacht beinahe vorüber. Er entkleidete sich mit der äußersten Vorsicht und fiel in Schlaf, indem er sich selbst von Herzen Glück wünschte, daß niemand von seinem nächtlichen Ausflug etwas gemerkt habe. Armer, blinder Tom! Er selbst hatte nichts gemerkt; er wußte nicht, daß der sanft schnarchende Sid wachte, wach gewesen war seit einer Stunde.

Als Tom am andern Morgen die Augen aufschlug, war Sid angekleidet und fort. Das Tageslicht draußen hatte ordentlich einen späten Schein, es lag 'was Spätes in der ganzen Atmosphäre. Tom erschrak. Warum hat man ihn nicht gerufen, — ihn nicht geplagt wie gewöhnlich, bis er auf war?

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit schlimmen Ahnungen. Innerhalb fünf Minuten war er in den Kleidern und die Treppe hinunter, noch ganz schwindelig und müde. Ihm war nicht wohl zu Mute. Die Familie saß noch um den Tisch, das Frühstück aber war beendet. Keine Stimme des Vorwurfs erhob sich, aber die abgewandten Augen aller, die Stille und so eine Art Feierlichkeit, die das ganze Zimmer zu erfüllen schien, ließen des armen Sünders Herz in ahnender Sorge erbeben. Er setzte sich nieder, versuchte munter und unbefangen zu erscheinen, das aber war verlorne Liebesmüh'. Kein Lächeln, keine Antwort kam; auch er verfiel in Schweigen und sein Herz sank in die tiefsten Tiefen der Verzweiflung und Bekümmernis.

Nach dem Frühstück nahm ihn die Tante beiseite und Tom lebte sichtlich auf in der Erwartung, daß nun die wohlverdiente Züchtigung vom Stapel laufen würde. Dem aber war nicht so. Tante Polly fing an zu weinen, fragte, wie er es über sich gewänne, sie so zu betrüben, ihr altes Herz beinahe zu brechen und schloß damit, daß sie ihm sagte, er möge nur hingehen, sich zu Grunde richten und ihre grauen Haare mit Schande in die Grube bringen, sie könne ihn nicht mehr aufhalten, wolle es auch gar nicht mehr probieren, es sei doch alles nutzlos und vergebens. Das war schlimmer als die schlimmsten Prügel und Toms Herz war nun noch matter und elender als sein Körper. Er weinte, bat um Verzeihung, gelobte Besserung wieder und wieder und wurde schließlich entlassen mit dem beschämenden Gefühl, doch nur halb und halb Vergebung und Vertrauen in seine Gelöbnisse gefunden zu haben.

Er schlich aus dem Zimmer, zu elend selbst, um Rachegelüste gegen Sid, den Verräter, zu spüren und so war des letzteren hastige Flucht durch die Hintertüre unnötig. Trübselig und traurig machte er sich nach der Schule auf und nahm mit Joe Harper zusammen seine Tracht Prügel für das Schulschwänzen entgegen, mit der Miene eines Menschen, dessen Seele schlimmeres Leid kennt und tot ist für die kleinen Kümmernisse dieser Welt. Dann verfügte er sich nach seinem Platz, stützte die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Hände, bohrte den Blick in die Wand und saß da, ein Bild starrer Verzweiflung, die ihre Grenzen erreicht hat und nicht weiter zu gehen vermag. Sein Ellenbogen ruhte auf irgend etwas Hartem. Nach einer geraumen Zeit änderte er langsam und traurig seine Stellung und nahm dies Etwas mit einem Seufzer zur Hand. Es war in Papier eingeschlagen. Er entfaltete es. Ein langgezogener, ungeheurer Seufzer folgte . . . Es war jener Messingknopf, den er Becky gestern geboten. Dieser letzte bittere Tropfen brachte den Becher seiner Trübsal zum überfließen.

(Fortsetzung folgt.)

Warum sich der Briefträger Ziebarth wunderte und was Johann in der Schule lernte.

(Schluß.)

In der Schule sind die biblischen Geschichtsstunden die schönsten. Eigentlich erzählt der Lehrer nur für die erste Abteilung, aber Johann verschlingt jedes Wort des Erzählers mit den Augen, und eine neue Welt geht ihm auf. „Und seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem nach Gewohnheit des Festes.“ Diese Reise malt der Lehrer mit wunderbaren Farben aus, wie sie im Jordantale wandern, über den Ölberg — und jetzt liegt die heilige Stadt vor ihnen. Ja, in die Weite schwingt sich Johanns Seele. Wie haben sich seine Augen geweitet, als er das erstemal nach Schönwalde zum Jahrmarkt mitgenommen wurde! Was waren da für schöne Häuser, und erst die vielen Buden mit den unzähligen Wunderdingen! Die Mutter konnte ihn kaum von der Bude wegziehen. Und Jerusalem ist noch viel schöner gewesen. Wie Berlin? Ja, dahin war's auch so weit. Wie vieles hatte nicht der Hermann, der dort bei den Gardefüsilieren gedient hatte, von den Wundern der Kaiserstadt erzählt! Von den Springbrunnen und den Figuren im Panoptikum. Das königliche Schloß, die Siegessäule, das Brandenburger Tor, Denkmäler und Brücken stehen so deutlich vor seinem Geiste, wie

sie auf den Bildern zu sehen sind, die Hermann mitgebracht hat und die man wie eine Ziehharmonika auseinanderziehen kann. Ach, wer so durch die Welt reisen könnte! „Und da die Tage vollendet waren und sie wieder zu Hause gingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem, und seine Eltern wußten's nicht." Ach, wie schlimm war's damals auf dem Jahrmarkt gewesen, als er vor den Pfefferkuchenherzen stand, und mit einem Male war die Mutter weg! „Mutter! Mutter!" Lauter fremde Menschen. Da hat er bitterlich zu weinen angefangen „Ich will nach Hause!" Wie wird's dem armen kleinen Jesus gehen? Ob ihn auch ein Onkel findet, wie ihn damals der Onkel Schulz? „Und es begab sich nach dreien Tagen fanden sie ihn — ach, wie hat sich die Mutter gefreut, als der Onkel Schulz mit ihm ankam. „Gott sei Dank, du weißt gar nicht, was für Angst ich ausgestanden habe, das Herz klopft mir noch bis an den Hals" — „fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte." Der Tempel ist die Kirche der Juden. In der Kirche, ja, da ist's schön, da braucht man keine Angst zu haben. Nein, aus der heiligen Christnacht wollte er nicht nach Hause gehen, es war zu schön. Das wird wohl damals auch gerade Christnacht gewesen sein. Der Lehrer hat zwar vom Osterfest erzählt, aber das wird wohl bei den Juden Weihnachten gewesen sein, das hat der Lehrer bloß vergessen zu sagen. Nein, zu Ostern war er auch einmal in der Kirche, am Nachmittag, als das Gesinde ging, mit der Emma zusammen, aber da war's lange nicht so schön, da hat auch nur der Lehrer was vorgelesen, und keins von den großen Kindern hat etwas gefragt. Nein, das kann nur am heiligen Christabend gewesen sein, da haben die Kinder auch einander gefragt, und Jesus hat doch auch gefragt. „Und alle, die ihm zuhöreten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antworten." Wie schön hat doch Denzins Wilhelm aufgesagt, das haben nachher alle Leute gesagt. Nein, war das schön, und am Christbaum brannten so viele Lichte! „Und da sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das getan?" . . . Und er sprach zu ihnen: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete." O, das verstand er wohl, in der Christnacht möchte er ewig sein, da möchte er am liebsten nicht nach Hause gehen. „Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen untertan." Schade, daß die Geschichte schon zu Ende ist, da könnte ich noch stundenlang zuhören. „Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen." Versteht sich, das kann man nicht vergessen. Wie im holden Traume geht er heute nach Hause. „Mutter, jetzt muß ich jeden Sonntag in die Kirche gehn!" „Aber, Junge, du bist ja noch zu klein, du kannst ja noch nicht im Gesangbuch alles lesen." Da stellt sich Johann vor die Mutter, sieht sie ernsthaft an und sagt mit Nachdruck: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" „Ja, mein Sohn, dein Wunsch soll erfüllt werden." Als Johann des Abends im Bette liegt, die Hände faltet und das Abendgebet spricht, das ihn die Mutter von klein auf gelehrt hat:

Jap, lew Gott, mäch'er Jesu Christ,
dat eck mit Sun uppstauh
u met Sun schlaupo gauh,

da verschwindet mit einem Male langsam der Herr Christus, wie er ihn sich bisher gedacht hat wie den Kaiser mit der Krone auf dem Haupt und einem Herrscherstab in den Händen, aber mit einem jüngeren Gesicht, wie es der Kronprinz hat, und ein zwölfjähriger Knabe steht vor ihm, der ihn an der Hand faßt und in die wunderweite Welt führt, der mit ihm in die Kirche geht und vor dem brennenden Christbaum „aufsagt" und singt wie ein Engel.

Die Liebe zu den biblischen Erzählungen bleibt, und er kann manchmal kaum die Religionsstunde erwarten. Aber eines Tages kommt er traurig aus der Schule nach Hause. Tränenspuren sind unter seinen Augen zu sehen. Die Mutter fragt: „Heut' hast du wohl Schläge bekommen?" „Nein." „Dann habt ihr euch unterwegs geschlagen." „Nein." „Was fehlt dir denn? Bist du krank?" „Nein, aber heute haben sie den Herrn Jesus ans Kreuz genagelt, mitten durch die Hände und Füße haben sie ihm dicke Nägel geschlagen, und keiner von den Jüngern hat ihm beigestanden. Und blutig geschlagen haben sie ihn auch und eine Krone aufgesetzt, die sie aus langen spitzen Dornen geflochten haben." Und dabei rinnen ihm die Tränen aus den Augen. „Ach ja", sagt die Mutter,

„Nun was du Herr erduldet,
Ist alles meine Last,
Ich hab' es selbst verschuldet,
Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat.
Gib mir, o mein Erbarmer
Den Anblick deiner Gnad'."

Es gibt keinen besseren Lehrer, als den, der gut erzählen kann, und keine Geschichten, die mehr auf das kindliche Gemüt wirken, als die biblischen.

Leider geht der Lehrer Brückner bald von Neuhof weg nach Berlin und an seine Stelle tritt ein älterer mit einem goldenen Kneifer, der aber den Krug mehr liebt als die Schulstube und nach Schulschluß eher dort ist als die Kinder zu Hause und der alle Unterrichtsmethode im Rohrstock verkörpert sieht. Wohl lernt auch jetzt Johann leicht und sicher, und er wird vom Lehrer sogar zum Untergehilfen gemacht. Er muß nachsehen, ob die andern richtig geschrieben und gerechnet haben. Und da zeigt sich's denn oft, daß Tedsch, der auf dem Nachhausewege auf seiner Tafel beim „Mistfahren" vierzig Misthaufen befahren kann, ohne an einen Haufen anzustoßen oder einen Zufahrtsweg zu durchkreuzen, der beim „Uhrchenspielen" immer zuerst seine Stufenleiter bis 12 voll hat, nicht einmal bis 10 richtig zuzählen, abziehen, malnehmen und teilen kann. Aber der Schmelz des Schulegehens ist dahin, wie wenn einem Schmetterlinge der schimmernde Staub von den Flügeln genommen wird. Die Augen gehen immerfort sehnsüchtig aus den Schulfenstern ins Freie, und beim Nachhausegehen nach Schulschluß ist Johann ein freigelassenes Füllen wie die andern.

Dafür kann er aber der Mutter zum Geburtstage auf einen großen Bogen mit gepreßten Seiten und einer großen Rose einen Glückwunsch schreiben, am Sonnabendabend in der Stube die Sonnabendabendlieder und am Sonntag die angeschriebenen Gesangbuchverse in der Kirche mitsingen, wenn auch zunächst noch nach eigener Melodie. Ja, die Mutter stellt ihn bald zum Vorlesen an. Da muß er ihr abends aus Starks Handbuch die Abendgebete vorlesen und am Sonntag aus der großen dicken „Hirtenstimme" die Sonntagspredigt, wozu in der Fastenzeit noch die elf Passionspredigten kommen. Freilich kommt er meist mit der Predigt nicht zu Ende. Wenn er auf dem Stuhle hin und herrückt, immer wieder die Blätter umschlägt, ob noch nicht bald das Ende kommt, dann sagt schließlich die Mutter: „Gottes Wort darf einem nie zu lang werden. Dafür muß man immer Zeit haben. Aber man soll es auch nicht mit Unlust beten", und setzt sich selber an den Tisch. Johann ist bald draußen und schaut nach den Schwalben unter dem Dache, den Rotschwänzchen und Staren, dem Hunde und den Schafen aber es ist ihm so, als ob der Herr Christus auch mitten darin stände. F. J.

Drei historische Reliquien
vom Schlachtfelde von Waterloo.

Aus dem Französischen von Maria Nietzen.

Die folgende Geschichte, die eine Pariser Zeitung veröffentlicht, zeigt, daß die Franzosen auch über ihre ehemaligen Bnuedsgenossen, die Engländer, sich gern lustig machen.

Ein Engländer kam eines Tages auf das Schlachtfeld von Waterloo und kehrte in ein einsam gelegenes Wirtshaus ein.

„Guten Tag, Madame," redete er die Wirtsfrau an.

„Ihr Diener, mein Herr, was wünschen Sie?"

„Ist das hier, wo die große Schlacht von Waterloo stattgefunden hat?"

„Zu dienen, mein Herr, das ist hier."

„O, sehr gut. Haben Sie gesehen die Schlacht, Madame?"

„Ja, mein Herr."

„Da werden Sie wohl Angst ausgestanden haben. Haben Sie auch gesehen den General Gnaisenow?"

„O ja, er ist sogar hier in diesem Zimmer gewesen."

„Was? Der große General Gnaisenow ist hier gewesen? Und was hat hier getan der große General Gnaisenow?"

„Was er hier getan hat? Er hat — ich weiß es beinahe nicht mehr — ah, jetzt erinnere ich mich, er hat einen Rapport geschrieben."

„Wo hat er geschrieben den Rapport?"

„Auf diesem Tisch, mein Herr." Dabei zeigte die Wirtsfrau auf einen in der Ecke stehenden alten Tisch.

„Wie, auf diesem Tisch?"

„Ja, hier auf diesem Tisch."

„Was, auf diesem Tisch hat geschrieben der große General Gnaisenow einen Rapport?"

„Ja, mein Herr."

„Was kostet der Tisch, Madame?"

„Was der Tisch kostet? Ich denke doch nicht, daß Sie den Tisch kaufen wollen?"

„Gewiß, Madame, ich will kaufen diesen Tisch, ganz gewiß."

„Aber mein Herr, ich kann ihn nicht verkaufen, ich habe den Tisch selber nötig."

„Madame, Sie müssen verkaufen den Tisch, ich will haben ihn. Was kostet der Tisch?"

„Nun ja, wenn Sie durchaus wollen. Fünfhundert Franken."

„O köstlich, sehr billig der Preis. Hier, Madame, fünfhundert Franken. Der Tisch ist mein. Bringen Sie ihn an meine Kutsche."

Er gab der Wirtin eine Banknote von 500 Franken und der alte gewöhnliche Tisch aus Tannenholz wurde auf seinen Wagen geladen.

„Und der große General Blücher. — Kennen Sie auch den großen General Blücher, Madame?"

„O, der Bärenbeißer, ja, der steht noch vor meinen Augen, wie er sich hier aufgehalten hat."

„Und was hier getan der große General Blücher?"

„Was er hier getan hat? Ich muß mich einmal besinnen — — O, jetzt erinnere ich mich, er stand vor diesem Fenster und sah nach draußen."

„Was? Durch dieses Fenster, Madame?"

„Ja, mein Herr."

„Sehr gut. Was kostet das Fenster, Madame?"

„Aber mein Herr, ich kann doch das Fenster nicht verkaufen."

„Madame, Sie müssen und Sie sollen mir verkaufen das Fenster. Ich sage, Sie müssen und Sie sollen."

„Nun, wenn es denn nicht anders sein kann; gegen müssen ist nichts zu wollen."

„Wie viel Geld fordern Sie für das Fenster?"

„1000 Franken, keinen Centime weniger."

„Hier, Madame, sind 1000 Franken, das Fenster ist mein, und nun lassen Sie es in meine Kutsche bringen."

Nachdem dies geschehen, spann sich das Gespräch weiter fort:

„Und den Herzog von Wellington, unseren großen Lord. Kennen Sie auch diesen, Madame?"

„Nein, daß ich nicht wüßte, mein Herr."

„Was, Sie kennen nicht den Herzog von Wellington, den Feldmarschall der Engländer?"

„O, nun verstehe ich. Vilainton, kenne ich auch sehr gut."

„Ist der Herzog ebenfalls hier gewesen?"

„O ja, mein Herr!"

„Und was hier getan der Herzog?"

„Das kann ich Ihnen nicht so sagen, mein Herr."

„Und warum können Sie mir das nicht sagen?"

„Man sagt so etwas nicht gerne."

„Ei was! Sie sollen und Sie müssen es mir sagen."

„Nun, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen — der Lord war krank, er hatte Leibschmerzen?"

„Sehr gut! Und was hat der Lord getan bei seinen Leibschmerzen?"

„Was er getan hat?"

„Ja, was der große Feldmarschall Lord Wellington getan hat."

„Nun, er ist einige Male an einen verschwiegenen Ort gegangen."

„Sehr gut! Und wo ist der Ort? Ich will sofort sehen den Ort."

„Wie, mein Herr, Sie — —?"

„Bringen Sie mich zu dem Ort, Madame."

„Ja, wenn Sie es durchaus wünschen."

Er wurde zu der für ihn so merkwürdigen Stelle geführt, und dort machte er seinem Herzen wiederholt mit einem „Sehr gut — — sehr gut — —!" Luft.

Endlich frug er im ernstesten Tone: „Wie teuer ist der Brill, Madame?"

Die schlaue Wirtin heuchelte zunächst Abgeneigtheit, dieses wertvolle Stück zu verkaufen, doch gab sie schließlich nach und forderte 3000 Franken. Ganz entzückt über den Kauf zählte der Engländer die Summe in Banknoten auf und ließ den Brill in seinen Wagen bringen. Dann fuhr er mit den vermeintlich billig erstandenen „Historischen Schätzen" davon, die fernerhin eine besondere Zierde und Merkwürdigkeit seines Landhauses in Altengland bildeten.

Die deutsche Kulturgemeinschaft.

Weihespruch für das Haus des Deutschtums in Stuttgart.

Verfaßt von Paul Enderling-Danzig.

Mitten im lodernden Kriegesbrande,
Mitten im tobenden Wutlärm der Feinde,
Wuchs im wehrenden Vaterlande
Der Gedanke der deutschen Gemeinde.
Wuchs in den donner-durchschütterten Stunden,
Wuchs an den trauerumschatteten Stätten,
Wuchs, als geblutet die brennenden Wunden
Als wir geschlagen in eherne Ketten.
Wuchs, bis er in erstarkendem Mute
Über die Weiten schlug seine Brücke,
Bis, was Blut von unserem Blute,
Wieder ein Teil von unserem Geschicke.

•

Der Gedanke ist frei. Er spottet der Schranke.
Alle die künstlich ersonnenen Mauern
Überfliegt der deutsche Gedanke,
Einst geboren aus Sehnsucht und Trauern.

Danzig, die Fürstin vom Baltischen Meere —
Hundert Glocken von deutschen Türmen
Rauschen die mahnenden Trauerchöre
In des Frühlings entfesselten Stürmen.
Pflugland im Osten, von deutschen Händen
Rüstig beackerte, grünende Matten,
Fruchtbar, bereit zu nährenden Spenden —
Deutsche Mauern werfen dort Schatten.

Straßburg, die Schöne! Von Erwins Münster
Brausen Choräle in rauschenden Strömen
Hin nach Tirol . . . Verhangen und finster
Wolkt der Himmel ob Mähren und Böhmen.

Überall Brüder, verwandte, vertraute
Herzen, schlagend im gleichen Pochen,
Singend und lehrend im gleichen Laute,
Den an der Wiege die Mutter gesprochen!

Und die unter brennendem südlichen Himmel
Die an des Ozeans Felsenriffen — —
Die in des Westens Menschengewimmel — —
Die auf fremd bewimpelten Schiffen — —
Alle sind unser, wo immer sie wohnen,
Wo auf flimmernden Regenbogen
Deutsche Sehnsucht aus fremden Zonen
Nach der deutschen Heimat gezogen . . .

•

Deutsch sein heißt treu sein. Sie reichen die Hände
Heute uns über die Meere und Sunde,
Daß sich der Sinn dieses Baues vollende.
Alle sind bei uns in festlicher Stunde.
Schwäbischer Bau weist über die Meere.
Es trägt der Schwabe, wie einst sein Ahne,
Heute des deutschen Gedankens hehre,
Wehende, flatternde Reichsturmfahne!

Frühling schlummert im grünenden Maien,
Keime reifen zu rauschenden Saaten.
Unter des Sommers sonnigen Weihen
Werden die Garben und Früchte geraten.
Werden die Brüder bei unserem Werke — —
Alle die Brüder auf fremdem Grunde — —
Wieder gewinnen des Glaubens Stärke
Unter dem Dache des deutschen Gedankens!

Lustige Rundschau

* **Auf leisen Sohlen.** „Haben Sie den Dieb gefaßt, der vorige Woche bei mir einbrach?", fragte Herr David den Polizeiinspektor. — „Ja," nickte dieser. „Wollen Sie ihn sehen?" — „Hm, ich hätte große Lust, ihn zu fragen, wie er es angestellt hat, hereinzukommen, ohne daß meine Frau wach wurde. Mir ist das in den 20 Jahren meiner Ehe noch nicht gelungen."

•

* **Ein Satz mit „wahnsinnig".** Nachdem der Lehrer den Schülern einen langen Vortrag über Wahnsinn und seine Begleiterscheinungen gehalten hatte, fragte er, um sich zu überzeugen, ob sie seine Ausführungen auch verstanden hätten: „Nun, wer kann mir einen Satz mit „wahnsinnig" sagen?" Fritz Schulze erhebt sich sofort und schmettert in die Klasse: „Wa'n Se nich jestern in de Kirch' jewesen, Herr Lehrer?"

•

* **Blutige Rache!** Fritz hat wegen seiner großen Ungezogenheit vom Vater Prügel bekommen. Als dieser wieder aus dem Zimmer geht und ihn allein läßt, heult er noch eine Weile, dann ballt er die rechte Faust und ruft, den Blick zur Tür gerichtet, pathetisch dem Vater nach: „Warte nur, das wird sich noch an deinen Enkeln rächen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.